

Inkulturation

Predigt zu Epiphanie 2025

(Jes 60, 1-6 / Eph 3, 2-3a.5-6 / Mt 2, 1-12)

Gott erscheint in der Welt und wird sichtbar in Jesus Christus. Das ist die Botschaft des Hochfestes Epiphanie, das die Kirche am heutigen Tag feiert. Interessanterweise lenkt das Evangelium, das wir eben gehört haben, unsere Aufmerksamkeit dabei zunächst auf die Figur des Herodes. Er rückt oder drängt sich vielmehr selbst in den Vordergrund. Denn die Frage der Sterndeuter nach dem neugeborenen König der Juden fragt ihn an, ihn, den König, der einen Absolutheitsanspruch erhebt, ein Machtmensch, mit allen Mitteln bemüht, seine Stellung zu halten. Was wird aus seinem Königtum werden, wenn sogar Sterndeuter aus dem Osten sich auf den Weg machen, um eher ein Neugeborenes als den König der Juden anzubeten?

In der Figur des Herodes begegnet uns die Sorge, das eigene gegen das andere bewahren zu wollen; die Befürchtung, an Bedeutung zu verlieren, wenn auch andere Ansehen gewinnen, etwas, was auch der Kirche nicht fremd ist. Wie viele haben doch Angst vor dem Verlust der christlichen Identität, wie sie ihnen von Kindheit an bekannt ist und mit der sie aufgewachsen sind, „definiert durch ihre alten Traditionen und Frömmigkeitsstile, ihre ererbten Strukturen und ihre Sprache.“ Dieses Verständnis von christlicher Identität – davon spricht der Dominikaner Timothy Radcliffe in seinem zweiten Exerzitienvortrag während der Weltsynode – steht immer schon in Spannung mit dem Anspruch des „Universalismus, der Offenheit für alle Völker.“¹ Von diesem Universalismus geben die Texte des heutigen Tages Zeugnis. Sie öffnen eine weite Perspektive: „*Nationen*“ – heißt es bei Jesaja (Jes 60, 3.5) – „*wandern zu deinem Licht und Könige zu deinem strahlenden Glanz. [...] die Fülle des Meeres wendet sich dir zu, der Reichtum der Nationen kommt zu dir.*“ Christus ist aller Welt erschienen. Deshalb kann Paulus sagen (Eph 3, 6), dass auch die Heiden Miterben sind und Teil haben an der Verheißung in Christus Jesus.

Damit das auch verständlich und Wirklichkeit werden kann, muss sich die christliche Verkündigung auf die verschiedenen Kulturen einlassen. Jesus Christus – vor 2000

¹ Timothy Radcliff, Freiheit und Verantwortung. Plädoyer für eine synodale und demokratische Kirche, Freiburg i.Br. 2024, 38f.

Jahren am östlichen Rand des Römischen Reiches als Jude geboren – ist dann sozusagen der „Ernstfall“ der Inkulturation. In ihm begegnen sich die Frohe Botschaft und die jeweilige menschliche Kultur. Infolgedessen ist das Evangelium nicht an eine besondere Form der menschlichen Kultur gebunden, sondern sucht den Austausch mit allen Kulturen (vgl. GS 42; 44).

Schon sehr bald ist das Evangelium den verschiedenen Völkern rund um das Mittelmeer in der jeweiligen Muttersprache nahegebracht worden. So hat z.B. der hl. Irenäus – aus Kleinasien stammend – noch in hohem Alter in Lyon keltisch gelernt, um der einheimischen Bevölkerung in ihrer Muttersprache predigen zu können. So wie es dann zunehmend griechische und römische, germanische und slawische, mittelalterliche und abendländisch-neuzeitliche Formen des Christentums gibt, so trifft man heute auch afrikanische oder asiatische. Und es ist noch ganz offen, welche kulturellen Ausdrucksformen sich in Zukunft bei uns gestalten wollen. Wir dürfen nicht meinen, dass das, was wir gewohnt sind, die Form des Evangeliums schlechthin ist! Es gibt kein Evangelium „an sich“. Die Inkulturation ist das Gesetz christlicher Geschichte. Immer wieder wurde und wird versucht, die jeweilige Kultur aufzugreifen und sich in ihr auszudrücken.

Andererseits hat sich das Evangelium diesen Kulturen aber auch nie einfach nur angepasst. Denn wenn die Botschaft wirklich angenommen wird, verändert sie die Menschen im Innersten. Und das kann dazu führen, dass eine Kultur dann vom Evangelium wie von einem Ferment durchsetzt und verwandelt wird. Gottes Herrschaft beginnt sich durchzusetzen, bis in die politischen Strukturen hinein. Dem Satz des Apostels Paulus „*Allen bin ich alles geworden*“ (1 Kor 9, 22) steht deshalb auch die Mahnung des ersten Johannesbriefs gegenüber, sich von all dem in der Welt zu distanzieren, was gottfeindlich ist. Dieses Spannungsverhältnis zieht sich durch die ganze Geschichte des Christentums.

Und so wurde aus der christlichen Bewegung immer mehr eine Weltkirche. Dabei meint Weltkirche nicht einfach Rom oder ein anderes Gegenüber zu uns in Deutschland bzw. zu uns als Bistum Magdeburg. Auch wir sind ein Teil der Weltkirche. Von Beginn an – so ist es auch im Abschlussdokument der Welta synode aus dem vorigen Jahr zu lesen – bestand die ganze Kirche immer schon aus einer Vielzahl von Völkern

und Sprachen sowie Ortskirchen.² Und die verschiedenen Ortskirchen besaßen seit jeher ihre eigenen Riten und Disziplinen sowie ihr eigenes theologisches und geistliches Erbe.³ Von dieser Vielfalt lebt die Kirche. Von dieser Vielfalt lebt auch die Kirche in unserem Bistum. Erfreulicherweise gehören zu uns inzwischen zahlreiche Christinnen und Christen aus den unterschiedlichsten Teilen der Welt. Bisher lassen wir uns leider noch viel zu wenig von ihren ortskirchlichen Erfahrungen bereichern. Das gilt auch umgekehrt. Es gibt nur wenig Austausch mit- und untereinander. Das liegt nicht selten auch an Sprachbarrieren sowie dem Bedürfnis auf beiden Seiten, den Glauben in der gewohnten Tradition und der vertrauten Sprache auszudrücken und zu feiern. Dort, wo es bereits mehr Begegnung gibt, wird schnell deutlich: Es bereichert unseren Glauben und unser Kirche-Sein!

Die Unterschiedlichkeit der Kirche in den verschiedenen Weltregionen untergräbt nicht ihre Einheit. Denn Einheit meint nicht „Uniformität, sondern die organische Verschmelzung legitimer Verschiedenheiten.“⁴ So verstanden kann Weltkirche nicht zentralistisch sein, sondern kann sich nur synodal verwirklichen. Hierfür bedarf es vor allem dreier Aspekte, die im Abschlussdokument der Weltsynode immer wieder auftauchen: Begegnung, gegenseitiges Verständnis und Austausch.

Da ist von *der Begegnung* die Rede. Was heißt es anderen zu begegnen? Es bedeutet zunächst einmal, sich nicht in der eigenen kleinen Welt einzuschließen und abzuschotten, sondern eine Offenheit gegenüber anderen Menschen, Kulturen und Traditionen zuzulassen. Dazu müssen wir nicht warten, dass der und die andere auf uns zukommen. Wir können uns selbst aufmachen, dem Anderen, dem Fremden entgegengehen. Das ist nicht immer leicht; es ist vielleicht auch nicht so sehr in unserer Mentalität verwurzelt. Aber dabei müssen wir ja nicht stehenbleiben. Wir können es versuchen und uns darin üben. Die Sterndeuter im Evangelium machen sich auf, gehen dem Fremden und Unvertrauten entgegen.

Außerdem ist ein *gegenseitiges Verständnis* gefragt. Eine solche Haltung – offen füreinander und interessiert aneinander zu sein – ist für jedes Zusammenleben unerlässlich.

² Vgl. XVI. ordentliche Generalversammlung der Bischofssynode, Für eine synodale Kirche: Gemeinschaft, Teilhabe und Sendung, Schlussdokument, Rom 2024, Nr. 38.

³ Ebd.

⁴ Johannes Paul II, Apostolisches Schreiben *Novo millennio ineunte*, Rom 2001, Nr. 46.

lich. Sie schützt auch vor der Angst, die mit dem Fremden und Andersartigen verbunden sein kann. Denn gegenseitiges Verstehen bedeutet nicht, die andere Position oder Sichtweise auch annehmen zu müssen. Ich kann den anderen verstehen, seine Position auch wertschätzen und anerkennen, dass in seiner Sicht etwas Wahres und Wertvolles liegt, ohne mir seine Position auch zu eigen machen zu müssen. Das verstehen wir unter wahrer Toleranz.

Und schließlich braucht es *Austausch*. Nur wenn wir miteinander in einen echten Dialog treten, bei dem es darum geht, vom anderen zu lernen, nicht darum, ihn mit unseren Argumenten niederzuringen, kommen wir zu einem wirklichen Verständnis der anderen Position und findet eine echte Begegnung statt.

Begegnung, gegenseitiges Verständnis und Austausch als Haltungen weiten nicht nur unseren Horizont und öffnen unseren Blick auf das Wertvolle und Bereichernde, das uns in anderen Kulturen und Traditionen begegnet, es ist auch für unser gesellschaftliches Zusammenleben von entscheidender Bedeutung. Zugleich bedarf es freilich angesichts der weltkirchlichen Ungleichzeitigkeit der kulturellen Entwicklungen und der gegensätzlichen Auffassungen in manchen Fragen dezentraler Lösungen.

Gott erscheint in der Welt. Wie vielfältig sind da die Möglichkeiten, ihm zu begegnen. Suchen wir ihn also dort, in der Welt, in der Offenheit und der Begegnung mit dem, was anders ist, mühen wir uns aber auch darum, unseren speziellen ortskirchlichen Herausforderungen geistvoll gerecht zu werden.